

Sebastian Trapp

Der Ethnos der Freundschaft
Vortragsmanuskript für das
"Symposium für Ivan Illich zum Abschied",
7./8. Februar 2003, Universität Bremen

Copyright and Date: Sebastian Trapp, 02/2003

For further information please contact:

Silja Samerski
Albrechtstr.19
D - 28203 Bremen
Tel: +49-(0)421-7947546
Fax: +49-(0)421-705387
e-mail: piano@uni-bremen.de

source: <http://www.pudel.uni-bremen.de>

Der Ethnos der Freundschaft

Wir sind hier zusammengekommen, um zum ersten Todestag von Ivan Illich ein Symposium abzuhalten oder besser: es zu feiern, denn Ivan hat Symposium immer übersetzt, und zwar als „gemeinsam trinken“. Das werden wir heute im Gedenken an ihn hoffentlich noch ausgiebig tun. Vorher aber gilt es die Diskussion zu beginnen, die wir dann beim Wein weiterführen können.

Das große Thema unseres Symposiums ist das große Thema der Vorlesungen Ivans in den letzten Jahren: die Freundschaft, *philia*. Ich habe ziemlich lange gebraucht, um zu begreifen, dass ich nicht genau wusste, wovon er sprach.

Das erste Mal hörte ich Ivan in einer Vorlesung über Freundschaft sprechen, das muss 1995 gewesen sein. Damals ging es um Aelred von Riveaux, ... , dessen „ego, tu et tertio...“ mir immer noch im Ohr klingt. Wer dieser Dritte war, brauchte bei einem Mann der Kirche nicht weiter erläutert zu werden: Christus. Da ich selbst kein Mann der Kirche bin - ganz im Gegensatz zu Ivan! - reichte mir, wie mir erst heute klar wird, dieser für mich nicht ganz zu verstehende Dritte, um mir mein Unverständnis zu erklären. Ivan sprach über etwas, das ich als hoffnungslos säkularisierter Student nicht verstehen können musste, so dachte ich, und nahm es also dankbar - und in aller Freundschaft! - hin.

Die Freundschaft blieb ein zentrales Thema seiner Vorlesungen, und ich hätte vielleicht mein Missverständnis oder genauer gesagt: Teilverständnis bemerken können, wenn ich nicht diese bequeme und nie ausgesprochene scheinbare Erklärung für mein Gefühl gehabt hätte, dass ich nicht ganz verstand, worüber er sprach.

So freute ich mich an der Freundschaft zu ihm und zu einigen anderen, wunderbaren Menschen, von denen ich zu meiner Freude einige hier versammelt sehe. Und ich gewöhnte mich leicht an einige der Ungewöhnlichkeiten, von denen es in seiner Umgebung so viel gab. Die Wichtigste war sicherlich das Spagettiessen an jedem Freitag nach der Vorlesung, zu dem er gern mit den Worten „Es gibt Pasta!“ am Ende seiner Veranstaltung in Barbaras Haus einlud.

Mir hat mal jemand gesagt, eine der großen Fähigkeiten von Ivan sei es gewesen, ein Fest auszulösen, wo immer er auch war. Mehr als einmal habe ich das selbst erleben können. Besonders in Erinnerung geblieben ist mir ein solches Fest bei einem Ausflug nach Italien. Ivan, der ja ein ganz besonderes Verhältnis zu Italien hatte, traf dort immer viele Bekannte und Freunde, auch Verwandte, so dass man schon deshalb leicht das Gefühl hatte, bei einer Familienfeier anwesend zu sein. Was aber diese Art von Ivans Fest so besonders machte, waren nicht die alten, sondern die neuen Bekannten. Gerade aus ihnen entstand mit großer Herzlichkeit einer Runde, eine Gemeinsamkeit, die ich so nirgends sonst erlebt habe. Da wurden Tische zusammengeschoben, Sammelbestellungen aufgegeben, Weinflaschen im Dutzend bestellt und vor allem wurde geredet, diskutiert und gelacht.

Diese besondere Fähigkeit, Gemeinsamkeit zu stiften - oder vielleicht sollte ich sagen: zu verursachen - habe ich an Ivan immer sehr bewundert und vor allem sehr genossen. Dass diese Feste ein zentraler Teil seiner Philosophie und sehr wesentlich seines Glaubens waren, ist mir in dieser Schärfe erst nach seinem Tode klargeworden.

Der Auslöser dafür waren die Interviews, die David Cayley mit Ivan Ende der 90er Jahre geführt hat. In diesen Gesprächen hat Ivan mit Davids kluger Hilfe seine Gedanken zusammengefasst und in einer Klarheit präsentiert, die er in seinen Vorlesungen nicht gewagt hat. Als ich von diesen Interviews erfuhr, wurde ich sehr schnell sehr aufgeregt. David war so gut, mir die Transkripte und Aufnahmen der Rundfunksendungen, die er für die Reihe *Ideas* des kanadischen Rundfunks hergestellt hat, zuzuschicken. Mit seiner Zustimmung habe ich die englischen Transkripte ins Deutsche übersetzt.

Unter anderem durch die Übersetzung habe ich mich sehr intensiv mit diesen Texten auseinandergesetzt. Und bin sehr schnell an etwas hängengeblieben, das zentral mit dem Thema unseres Symposions zusammenhängt und das mir schlagartig klarmachte, dass ich in all diesen Jahren, in denen Ivan über Freundschaft sprach, ihm nur zum Teil verstanden habe. Ich möchte einige Sätze von Ivan aus dem fünften Teil des Interviews zitieren, um das etwas zu verdeutlichen. Ich verwende meine Übersetzung.

„Ich habe es als meine Aufgabe angesehen, herauszufinden, wie intellektuelle Untersuchung, Wahrheitsliebe und die gemeinsame disziplinierte und methodische Suche nach einer klaren Vision so gelebt werden können, daß sie zur Gelegenheit für das Entzünden von *philia* werden. [...] Ich wollte herausfinden, ob es möglich ist, wahre, tief empfundene menschliche Bindungen aus Anlaß und mit den Mitteln gewöhnlicher Untersuchungen zu schaffen. Und zweitens, wie genau die Suche nach Einsicht [...] wie man sich auf einzigartige Weise auf die Suche nach Wahrheit machen kann, genau dadurch, daß man sich mit einem Glas Wein um einen Essentisch versammelt, und nicht in einem Vorlesungssaal.“

Meine Idee war also, daß das Wachsen von *philia* die Vorbedingung für die Suche nach Wahrheit ist.“

Bis zu diesem Punkt konnte ich leicht mit dem Kopfe nicken. Auch die Kritik, die Ivan an der Universität äußert, konnte ich leicht unterschreiben, dazu war ich selbst lange genug an Universitäten. Aber dann kam etwas, bei dem ich merkte, dass ich es nicht vollständig begriffen hatte.

„Freundschaft [...] konnte in der griechischen Stadt als die Entfaltung von bürgerlicher Tugend wahrgenommen werden, als die Krone der Praxis bürgerlicher Tugend, weil Tugend als das angemessene Verhalten, das passende Verhalten in dem Kontext verstanden werden konnte, der zum *ethnos* passende Ethos, zur Ethik, zur Umwelt des gegebenen Ortes zu dieser gegebenen Zeit und dieser gegebenen Tradition. Für Plato [...] setzt Freundschaft einen *ethnos* voraus, die Umwelt, in der mich meine Geburt platziert hat. Freundschaft im alten Sinne setzte die Grenzen voraus, innerhalb derer sie praktiziert werden konnte.

[...] wenn es eine Ethik gibt, die sich um den Kreis meiner Freunde entwickelt hat, dann ist sie das Resultat unserer Praxis, unserer Suche nach Freundschaft. Wir stehen hier also vor einer radikalen Inversion dessen, was *philia* für Plato bedeuten konnte und was sie für mich bedeuten kann. Für mich ist sie die Quelle eines möglichen Entstehens eines Kontextes aus gemeinsamer Geisteshaltung und gegenseitiger Verpflichtung.“

Anders gesagt bedeutet dies, dass sich aus Freundschaft eine Art *ethnos* bilden kann, dass also Freundschaft die Grundlage einer Gemeinschaft sein kann, ein wenig so, wie für Plato die

Stadt Athen die Grundlage seines *ethnos* bilden konnte. Eine solche bodenlose Gemeinschaft, genauer gesagt: eine Gemeinschaft, die für ihr Bestehen keinen Bezug zu einem Ort benötigte, war auch die Gemeinschaft des Urchristentums.

Ich möchte dazu noch einmal David Cayley zitieren, diesmal aus einem Manuskript, dass auf Gesprächen basiert, die David nicht für die Radiosendungen verwendet hat.

„Die Zeremonie (des Mund-zu-Mund-Kusses) gab den Teilnehmern das Gefühl, dass Gemeinschaft außerhalb der Gemeinschaft entstehen könnte, in die sie geboren waren und in der sie ihre gesetzlichen Verpflichtungen erfüllten - eine Gemeinschaft, zu deren Entstehen alle, die zugegen sind, gleichermaßen beitragen.“

Die Zeremonie war dabei eine Zeremonie, so weit ich verstehen kann, nicht mehr. Die Gemeinschaft entstand aus der Freundschaft, die die einzelnen Personen, die zugegen waren, füreinander empfanden und füreinander entwickelten. Auch wenn man nicht gläubig ist, kann man vielleicht verstehen, was das bedeuten kann. Oder mit Ivans Worten:

„Diese *philia* muß eine Atmosphäre finden, in der sie knospen kann, und es kann nicht erwartet werden, daß sie aus bürgerlichen Tugenden erwächst. Sie muß sehr sorgfältig nicht-restriktiv sein, es muß immer eine Kerze brennen, mit der Sicherheit, daß jemand anderes an die Tür klopfen wird, und die Kerze steht für ihn oder sie. Gott weiß, wer an die Tür kommen wird.“

Ich glaube, Ivan war sehr bewusst, dass seine Vorstellung von Freundschaft schon für die Urchristen mehr als schwer war. Es ist die Forderung, einem alten Freund wie einem Fremden in die Augen sehen zu können und einem Fremden wie einem alten Freund. Es ist die Hoffnung auf ein „I-Thou-relationship“, wie Ivan das nannte, auf das Zuhören und immer wieder auf die Neugier auf das, was jemand anderes zu sagen hat, auf diesen anderen.

Diese Art von Freundschaft, die eine Gemeinschaft schafft, die offen ist und nicht restriktiv, die keine andere Grundlage hat als eben diesen Willen zur Freundschaft, ist ein guter, aber auch sehr hoher Anspruch.

Was aus ihm geworden ist, nachdem die christliche Kirche im 4. Jahrhundert zur Amtskirche wurde, ist bekannt. Ivan hat das in den Gesprächen mit David deutlich gezeigt. Der Wunsch, dem gänzlich Flüchtigen Bestand zu geben, führte sehr schnell zur Institutionalisierung, zu dem, was Ivan die *corruptio optimi quae est pessima* genannt hat.

Lee Hoinacki hat mich in einem Brief darauf aufmerksam gemacht, dass diese Gefahr auch in persönlichen Beziehungen, für uns, für mich, besteht. Der Anlass waren meine Gedanken über das „Ivan-Illich-Network“, das nach Ivans Tod auseinanderfallen würde, so dachte ich – und merkte nicht, dass ich über Freundschaften, die Ivan gepflegt hatte, wie über eine Institution nachdachte.

“... the principal reason Ivan used the term, *philia*, rather than friendship is because he didn't want people to mistake what he was saying for "affabilitas" or "amicitia utilis."

“... der wichtigste Grund, warum Ivan den Ausdruck *Philia* anstelle von Freundschaft gebraucht hat, war, dass er verhindern wollte, dass seine Zuhörer das, was er sagte, als „affabilitas“ oder „amicitia utilis“ missverstanden.“

Das finde ich angesichts von Ivans Vorstellungen über „die gemeinsame Suche nach Wahrheit“, die nicht nur für mich an einer Institution, der Universität, begann, angesichts der fernen Ahnung des *ethnos*, der die freien Bürger der *polis* Athen verband, nicht ganz leicht.

Wir haben uns an Institutionen gewöhnt, sogar wenn sie scheinbar das letztendliche Ziel von Freundschaften bedeuten sollen. Wir haben mal in Bremen versucht, eine Gruppe zu gründen, etwas, das wir das „Studienkolleg“ genannt haben. Wir waren schon recht weit gekommen, als Ivan erschrocken und per Fax alles abgeblasen hat. Damals habe ich das nicht verstanden und war sehr ärgerlich, heute denke ich, er hatte gespürt, welche Gefahr für unsere Freundschaften darin liegen würde.

Die Analyse von Institutionen und ihren „radikalen Monopole“ gehört für mich zu dem Spannendsten in Ivans Schriften. Es ist mehr als lohnenswert, nachzuvollziehen, wie die Ideen und Träume der Gemeinschaften, die Christus nachgefolgt sind, zu Institutionen erstarrt sind. Ein geradezu prototypisches Beispiel dafür ist die Wandlung der Gastfreundschaft in die Institution der Armenhäuser.

Wenn man sich die menschenfreundlichen Pläne der Utopisten – Thoma Morus, Campanella, die sozialistischen Staatswesen, es gibt da eine lange Geschichte – oder auch nur die dem „Menschen entsprechenden“ Stadtplanungen ansieht – ich muss dabei immer an Le Corbusier, den Modulor und die „Charta von Athen“ denken – kriecht einen schnell ein kaltes Frösteln an. Es ist eine Geschichte von visionären Menschen, die aus den besten Motiven heraus geplant haben – und dem anderen nicht mehr in die Augen gesehen haben. Jean Robert kann sehr vieles dazu erzählen, vielleicht kommen wir heute abend noch dazu.

Ivan sprach von dem genauen Gegenteil. Er sprach vom historischen Jesus, dem großen Verstörer, der diese unglaubliche Freiheit schafft, den anderen nicht nur wahrzunehmen, sondern ihn unabhängig von Herkunft, Stellung, Ethnos als Freund zu erwählen – oder auch nicht.

An dieser Stelle spüre ich sofort meine gute Erziehung, dieses „Das kannst du doch nicht ernst meinen“, sofort die Restriktion. Aber es geht nicht darum, jemanden von meiner Freundschaft *auszuschließen*, sondern darum, jemanden *einzuschließen*, ihm ins Gesicht zu schauen und zu sagen „Du.“ Unserer Vorstellung von Ausschluss geht die Vorstellung der aus Prinzip alles einschließenden Struktur, die Grundlage der Institution, voraus.

Doch es gibt diesen Ausschluss *nicht*, wenn wir wirklich ein „I-Thou-relationship“ meinen, nicht eine „Gruppe“, eine Institution, eine Beziehung, die man nur mit *jemanden* eingehen kann, aber die unmöglich als alles umschließendes gedacht werden kann.

Vor diesem Hintergrund sieht die Krise der institutionalisierten Gesellschaft etwas anders aus. Sie ist durchaus eine Krise der Glaubwürdigkeit. Die Heilsversprechungen, die in Institutionen Gestalt angenommen hatten – Gesundheit, Schutz vor Gefahren, Transport, Wissen, Gleichheit und einiges mehr - haben mehr als ihren Glanz verloren.

Aber für uns kann es eine *Katharsis* sein, eine reinigende Krise, denn sie kann uns auf die Form dessen, was wir des Glaubens für würdig empfunden haben, aufmerksam machen. Wir sind bis in unsere Sprache, unsere Gedanken hinein an Verallgemeinerungen gewöhnt, für uns scheinen sogar statistische Angaben – „Sie haben ein dreiprozentiges Risiko, an einem Mar-

ginalkarzinom zu erkranken“ – auf eine merkwürdige Weise Sinn zu machen, obwohl das mathematisch ein Missverständnis ist.

Die Glaubwürdigkeitskrise der Institutionen ist für uns eine Möglichkeit, diesem Kategorisierungswahn zu entkommen, wie David klar formuliert hat:

„Die Praxis der Freundschaft [...] ist eine Möglichkeit, von der (Illich) denkt, daß sie sich während der letzten Generation für Menschen in einer neuen und überraschenden Weise eröffnet hat. [...] Mit diesem Verblässen der modernen Institutionen, die das moderne Leben geformt haben, so glaubt Illich, ist ein neuer Zugang geschaffen worden zu dem, was er die Welt der *conspiratio* nennt [...].“

Um ein wenig auszuleuchten, was das bedeuten kann, möchte ich für einen Moment zu Plato und Athen zurückkehren. In Athen geboren zu sein hieß, Athener zu sein, also zu einem *ethnos* zu gehören. Dies war eine Zugehörigkeit, keine Abgrenzung, obwohl der größte Teil der Welt Nicht-Athener war (also Barbar).

Dieser Punkt ist mir wichtig. Wenn wir sagen: „Aber halt, natürlich, wenn er sagt, dass er Athener ist, sagt er doch gleichzeitig, dass es die anderen *nicht* sind, das ist doch einfache Dialektik“ dann begehen wir einen sehr modernen Fehler. Wir setzen nämlich stillschweigend voraus, dass jeder, auf den wir mit dem Finger zeigen können, genauso zur Kategorie *Mensch* gehört wie Plato. Und genau diese Vorstellung entsteht erst durch die Perversion der Freiheit, die Jesus im Gleichnis vom barmherzigen Samariter schafft. Jesus übertritt die ethnischen Grenzen, die für jeden, auf den er in seiner Zeit hätte mit dem Finger zeigen können, so natürlich waren wie für uns die Nichtexistenz solcher Grenzen.

Wir sind an die Menschenrechte gewöhnt und die Gleichheit aller Menschen, und deshalb ist es für uns so leicht, statt „Du.“ „Du nicht.“ zu hören. Und genau diese Leichtigkeit macht es uns so schwer, so meine ich, wirklich zu verstehen, was Freundschaft, wie sie Ivan beschrieben hat, sein kann. In diesem Meer aus Gleichheit das Besondere in den Augen des Anderen zu sehen, ist *eine* Voraussetzung.

Wir sind in einer ganz anderen Situation als die Urchristen - und dennoch ist die Freiheit, die Christus im Gleichnis vom barmherzigen Samariter gezeigt hat, für uns genauso neu und radikal wie damals. Wir gehören nicht zu einer Gruppe innerhalb von Gruppen, einem *ethnos* innerhalb von Ethnien, und überschreiten diese Grenzen. Wir gehören zur größten möglichen Gruppe, die wir behaupten können: wir sind *Menschen*, quasi auf biologischem Grund; zu dieser „Gruppe“ gehören alle – und damit niemand. Ich als Ivans Zuhörer kann mich *eingrenzen*, statt mich abzugrenzen. Ich bin nicht gleich gültig. Ich bin nicht besser oder schlechter, aber auch nicht „*im Prinzip* genauso wie alle anderen“. Nur ohne den ständigen Vergleich, den Abgleich mit einer angenommenen Normalität, kann ich mein Gegenüber wirklich wahr nehmen.

Die Freiheit, die im Gleichnis des Barmherzigen Samariters liegt, kann uns helfen, inmitten des allgemeinen, gleich-gültigen zu sagen: „Nein, es ist keineswegs alles gleich gültig. Ich wähle dich und hoffe, dass du mich wählen wirst.“

Sich so befreunden zu können ist eine Voraussetzung für die Suche nach Wahrheit, nach Wahrheit, die nicht vorgeschrieben ist, die ich mit dir finde. Beides - die Freundschaft und die

Suche nach Wahrheit - hat Ivan auf eine beispiellose Art und Weise vorgelebt. Ich möchte diese Freundschaft zu und mit Ivan mit Euch bei diesem Symposium, beim Sitzen um Barbaras Tisch mit Wein und vielleicht Pasta feiern. Und so freue ich mich darauf, bei einem Glas Wein Gespräche über dies und das mit diesem und jenem, dir und auch dir zu führen.